

Das Paradies ist anderswo

Die Operette ist keine ureigene Domäne der Staatsoper Stuttgart. Jetzt füllt diese Lücke aber, Corona sei Dank, ein Abend mit und über Paul Abrahams „Blume von Hawaii“ als Open-Air-Produktion im Hafen. *Von Susanne Benda*

Prinz Lilo-Taro reist gern. Soll eigentlich die hawaiianische Prinzessin Laya heiraten, aber die ist auch lieber woanders. Die amerikanischen Besatzer machen sich rund um Honolulu breit, und manche wollen ebenfalls heiraten. Kanako Hilo plant einen Aufstand. Am Ende finden sich Paare. Manche sind glücklich. Und singen: „Du traumschöne Perle der Südsee, schenk mir Liebe!“

Wo aber ist am Freitagabend Prinz Lilo-Taro, wo Prinzessin Layla, wo das Paradies am Meeresstrand? Besucher mit Kopfhörern sitzen auf Paletten an einem Kai im Stuttgarter Hafen, dem links ein Schlepper mit Musikern und zentral ein Floß mit fünf Darstellern vorgelagert ist. Ziemlich bunt sind sie alle angezogen (eine Verneigung vor dem Hawaii-Hemd), aber nach pazifischem Inselglück sehen sie gerade nicht aus. Und zu erleben ist auch gar nicht Paul Abrahams 1931 in Leipzig uraufgeführte, ziemlich jazzige Erfolgsoperette „Die Blume von Hawaii“, sondern eine gut einstündige Fantasie mit demselben Titel, gespickt mit den vielen Hits des Stücks.

In dem, was sich hier „szenische Einrichtung“ (verantwortlich: Marco Storman) nennt, findet keine Vertiefung in ein Genre statt, das, obwohl seine besten Werke einen Stachel haben, keine ureigene Domäne der Staatsoper Stuttgart ist. Stattdessen bietet der Abend ein Stück über „Die Blume von Hawaii“, also eine Art Meta-Operette. Obendrein und vor allem ist er aber eine Revue zum Themenpaket Sehnsucht, Paradies und Heimat, dem trotz aller gesungenen Sinnlichkeit ein Hauch von dramaturgischem Thesenpapier anhaftet. „Das Paradies“, so der (gesprochene) letzte Satz der Aufführung, „mag eine Insel sein – die Hölle ist es auch.“ Apropos: Um Toast Hawaii geht es an diesem Abend ebenfalls, weshalb das Thesenpapier denn auch nicht besonders schwer wiegt.

Beim Einlass haben die Besucher Kopfhörer erhalten. „Es gibt kein Bier auf Hawaii“: Das tönt aus diesen heraus, bevor das Stück beginnt. Der Song ist zwar nicht von Paul Abraham, sondern von Paul Kuhn, aber er passt. Er setzt die ersten Gänsefüßchen, markiert schon vorab, dass es ironisch zugehen wird. Wie auch anders, schließlich sind die Songtexte von Alfred Grünwald und Fritz Löhner-Beda alles andere als kitschfrei. Und der Neckar ist nicht die Südsee, schon gar nicht dort, wo ein Container neben dem anderen steht.

Dort ist er eher Wasser-Industriegebiet und taugt deshalb als Reibungsfläche zum Paradiesischen ebenso wie als Gedanken-Flughafen für Weltfluchtfantasien. Die

Der Hafen ist nicht gerade die Südsee, aber ein guter Platz für Weltfluchträume.



Natalie Karl, Martin Bruchmann, Moritz Kallenberg, Fiorella Hincapié und Matthias Klink (v. l.) in „Die Blume von Hawaii“ Foto: M. Baus

Darsteller spielen „Ich packe in meinen Koffer“. So fängt das dann an. Man will weg, aber nur im Kopf und nur im Spiel. Geschichten und Fakten werden eingestreut, zwischendurch gibt es Abrahams Hits in einem sehr schönen, oft witzigen Salonorchester-Arrangement von Sebastian Schwab. „Lass mich einsam sein, wenn ich leide. Es wird besser sein für uns beide“, singt der Tenor Matthias Klink.

Seine Stimme kann wunderbar ölig klingen, die des Baritons Moritz Kallenberg kann das ebenfalls. Zusammen mit der Sopranistin Natalie Karl und der Mezzosopranistin Fiorella Hincapié bilden die beiden ein exzellentes Operettenensemble. Martin Bruchmann fügt sich so organisch ein, dass man den Schauspieler glatt auch für einen Sänger halten könnte.

Man schleckt Capri-Eis (Italien ist ja auch irgendwie exotisch). Erwähnt die Erfindung des Bikinis. Zelebriert Exotismus und Eskapismus, singt „Heut’ hab ich ein Schwipserl“, serviert Heile-Welt-Musik der Marke „rechts Hawaii, links Hawaii,

rings Hawaii“ auf einem glitzernden Silbertablett, winkt einem Flugzeug zu, das die Tontechnik über den Neckar fliegen lässt, und bleibt, als es weg ist, traurig zurück mit einem Gefühl, das jenem von Udo Jürgens’ Hit „Ich war noch niemals in New York“ ähneln mag. Man sehnt sich halt irgendwie, damit man das Alltagsgrau erträgt, hängt sich am Ende aber doch lieber ein Südsee-Poster an die Blümchentapete als ein Flugticket ans Pinboard.

Spätestens am Ende der Vorstellung, als die große Spielinsel zu vier kleinen wird, spürt man, dass diese „schnell und schmutzig“ umgesetzte Produktion auch mit den Ängsten, den Sehnsüchten und Einsamkeiten der vergangenen Monate spielt. Der Song vom biegsamen, mit Holzspänen gefüllten „Diwanpüppchen“ als Ersatzgegenüber bekommt vor diesem Hintergrund einen bitteren Nachgeschmack. Und dennoch: Nur von Hula-Hula geht der Durst nicht weg. Die Zeile ist nicht von Paul Abraham, sondern aus Paul Kuhns Hawaii-Schlager. Stimmt aber trotzdem. Der Abend macht Laune, aber die Sehnsucht nach großer Kunst im großen Haus ist ungestillt.

JÜDISCHE OPERETTE

Gattung Kein anderes musikalisches Genre wurde so stark wie die Operette von jüdischen Künstlern geprägt. Von Komponisten wie Jacques Offenbach, Leo Fall, Leon Jessel, Emmerich Kálmán und Paul Abraham und Textdichtern wie Victor Léon, Leo Stein, Fritz Grünbaum oder Fritz Löhner-Beda. Viele von ihnen wurden von den Nationalsozialisten ermordet. Geduldet wurde nur Franz Lehár, dessen „Land des Lächelns“ Hitler als seine Lieblingsoperette bezeichnete.

Die Blume von Hawaii Der ungarisch-deutsche Komponist Paul Abraham emigrierte 1940 über Paris in die USA, musste sich dort als Barpianist durchschlagen, was er seelisch nicht verkraftete. Lange Jahre verbrachte er in der Psychiatrie; er starb nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1960 in Hamburg. Die Autoren Fritz Löhner-Beda und Fritz Grünbaum wurden deportiert und umgebracht.

Termin Keine weitere Aufführung der „Blume von Hawaii“. Am 10., 11. und 12. Juli folgt am Hafen Stuttgart „Trouble auf Tahiti“ von Leonard Bernstein. *ben*